

Der weite Weg nach Dürnten

«Ich war ein gut behütetes Kind», sagt Hannelore Fischer im Wintergarten ihres gemütlichen Hauses in Dürnten. Ihrer Lebensgeschichte lauscht man gebannt: Hier spricht eine begabte und lebhaft erzählende Erzählerin mit einer auffallend positiven Haltung dem Erlebten gegenüber, allen Schicksalsschlägen zum Trotz.

Hannelore Neuborn wurde in eine äusserst unsichere Welt hineingeboren, in ein kleines Bauerndorf im pommerschen Landkreis Neustettin. Sie war das erste Kind eines jungen Ehepaars; im gleichen Ort wohnten auch die verwitwete Mutter des Vaters und die Grosseltern mütterlicherseits. Als Hannelore zwei Jahre alt war, starb ihr Vater im Krieg. Drei Jahre später war die Front in Neustettin angekommen. Der damals Fünfjährige blieb bis heute der blutrote Himmel hinter dem Dorf in Erinnerung. Es gelang der Bevölkerung, mit dem letzten Zug in die Mark Brandenburg zu flüchten. Die Reise muss beschwerlich und kalt gewesen sein. Hannelore Fischer erinnert sich, dass sie ständig in eine Bettdecke eingewickelt war und dass die Erwachsenen den Schaffner jeweils baten, bei kurzen Halten aus dem Zug steigen und Schnee fürs Teewasser holen zu dürfen. In Berlin hatte die Grossmutter eine Schwester, bei der man fürs Erste unterkommen konnte. Doch die Stadt wurde bereits schwer bombardiert und schon im Bahnhof wurden die Reisenden durch ständigen Alarm genötigt, in nahe Keller zu flüchten. Der Grossvater, welcher von schlimmem Rheuma geplagt war, blieb jeweils einfach in der Bahn-



Trotz der vielen Sorgen verstand es die Mutter, ihrem Kind Geborgenheit zu geben.

hofhalle sitzen, was die Frauen begreiflicherweise sehr ängstigte. Zum Glück blieb die Familie aber heil und konnte schliesslich zu Verwandten ins Dorf Zernitz, einen der ältesten Orte in der Provinz, weiterreisen.

Die Russen sind da!

Und auch da wurden sie von den Kriegsschrecken eingeholt: Die Russen waren angekommen und wiederum musste sich die Familie im Keller verstecken. An die Furcht vor den Eindringlingen kann sich Hannelore Fischer lebhaft erinnern: «Wir sasssen mit anderen Leuten zusammen im Keller. Der Notvorrat bestand aus einem Fass Wasser. Ein Klopfen am Fensterladen schreckte alle auf, aber es wäre zu gefährlich gewesen, nicht zu öffnen. Draussen standen zwei desertierte deutsche Soldaten, denen Zuflucht gewährt wurde. Beim nächsten Klopfen aber waren es die Russen. Wir mussten alle den Keller verlassen, den Erwachsenen wurden Uhren und Schmuck abgenommen, die beiden Soldaten erschossen. Davon habe ich glücklicherweise nichts mitbekommen. Erst später habe ich davon erfahren.»

Familie Neuborn musste ins Haus zurück. Ständig rollten Panzer durch das Dorf. Die Frauen versteckten sich vor den Soldaten, verkleideten sich, wenn sie nach draussen gingen, als alte Mütterlein. Im Garten vergruben die Dörfler ihren Schmuck, das gute Geschirr und das Silber. Nach dem Krieg war davon allerdings nicht mehr alles auffindbar!

Wie erlebte ein Mädchen im Kindergartenalter diese Zeit?

«Wir waren froh um Grossmutter, welche ein wenig Russisch sprach. Die Frauen wurden von den Russen gezwungen, Strassen und Panzerpisten zu bauen und Bäume zu fällen, denn Männer im arbeitsfähigen Alter gab es im Dorf keine. Alle waren eingezogen worden, sogar die ganz jungen Burschen. Wir litten auch Hunger, aber mir gab man immer zuerst zu essen. Ich habe andererseits auch schöne Erinnerungen. Da wir gegenüber der Kirche wohnten, konnte ich beobachten, wie die russischen Soldaten abends auf dem Kirchplatz zusammenkamen, am Feuer Fleisch brieten und wunderschöne, melancholische russische Lieder san-

gen. Ich liebe diese Musik bis heute.»

Ein Kinderleben in der DDR

Nach Ende des Krieges wurde Hannelore eingeschult. Sie ging gerne zur Schule, hatte gute Lehrer. An der Wand des Schulzimmers hingen die Porträts der deutschen Kommunisten Grotewohl und Pieck, die später an der Spitze der DDR standen. Das hat die Kinder wohl weniger beeindruckt als das verordnete Seidenkokonpflücken während der Pausen beim Maulbeerbaum, die Umzüge und die Fahrt auf dem Panzer zum «Tag der Befreiung» am 8. Mai, während der sie aus voller Kehle und voller Stolz patriotische Lieder schmetterten.

Das Leben normalisierte sich in bescheidenem Ausmass: Die Mutter arbeitete als Waschfrau, die Familie konnte einen Pflanzgarten anlegen und Kartoffeln, Rüben und Korn ernten. Die Aufgabe der Dorfkinder war es, den «Sommerweg», eine Art Trottoir aus Sand entlang der Grundstücke, jeden Samstag von Dreck und Abfall zu säubern. Eine ungeliebte Arbeit, aber immerhin gab es Gelegenheit zum Schwatzen!

Ja, und ein Nachbarskind besass sogar ein Dreirad. Am Sonntag liess es seine Freunde jeweils gegen Bezahlung in Form eines Bonbons oder Schokoladenstücks eine Runde fahren. Eines Tages stand ein fremder Junge auf dem Platz, bezahlte und fuhr seine Runden. Absteigen hingegen wollte er nicht, dabei wäre doch Hannelore dran gewesen! Sie machte ihm dies unmissverständlich klar, was aber nichts fruchtete.



1946 besuchte Hannelore den Kindergarten in Zernitz.



Die beiden Grossmütter waren wichtig in Hannelore Fischers Leben.



Das Schulhaus in Zernitz.

Nein, der freche Bub verabreichte ihr sogar eine saftige Ohrfeige! Dann änderte sich das Leben von Neuborns ein weiteres Mal. Der Besitzer eines schönen Gutshofs hatte sich in Hannelores Mutter verliebt. Er war auch Witwer und hatte vier Kinder. Sein Vater war ein Berner Melker gewesen, der sich in Brandenburg hochgearbeitet hatte. Als ihn Frau Neuborn heiratete, wurde sie daher Schweizerin, nicht aber ihr Töchterlein. Dieses hatte beim Kennenlernen der neuen Familie erst einmal einen Schreck. Nach der Kutschenfahrt stand die ganze zukünftige Familie zur Begrüssung bereit. Auch Günther, den Hannelore sofort als den prügelnden Dreiradfahrer wiedererkannte!

Sechs Schweizer und eine Deutsche

In Roddahn hatte sie es aber mit allen gut. Zwar musste sich das ehemalige Einzelkind an die Streitereien der neuen Schwestern untereinander gewöhnen. Der neue Vater erwies sich als liebenswürdiger Mensch. Mit ihm durfte die Achtjährige dann auch einmal nach Berlin fahren, von dem sie ja erst den Bahnhof kannte.

«In der Nachkriegszeit konnten Schweizer Bürger jeweils Pakete aus der Heimat entgegennehmen. Darin gab es feine Esswaren, Werkzeug und allerlei für den



Hannelore vor der Flucht in die Schweiz.

Gutsbetrieb. Die Strasse zur Schweizer Botschaft war noch gesäumt von Steinhaufen der Häuser, die erst später wieder aufgebaut wurden.»

Während der glücklichen Zeit in Roddahn geschah es immer wieder, dass benachbarte Bauern einfach verschwanden und ihre Güter dann an die DDR übergingen. «Zuerst hörte man, der X sei weggebracht worden. Wohin, wusste man nicht. Dann passierte dasselbe mit dem Y und dem Z. Schliesslich munkelte man auch, diese oder jene Familie sei geflohen.» Obwohl das Schweizer Bürgerrecht der Familie anfangs von den Russen noch respektiert wurde, war das Ziel der Aktion doch allen bald klar: Sämtliches Landwirtschaftsland musste an den kommunistischen Staat übergehen.

So begannen die Vorbereitungen zur Flucht in den Westen, die selbstverständlich ganz im Geheimen geschehen mussten. Erschwerend war der Umstand, dass die Russen auch noch eine ukrainische Frau mit ihren Kindern auf dem Hof einquartiert hatten, die nichts von allem mitbekommen durfte. Eine solche Flucht hiess, dass man alles zurücklassen musste.

Und noch einmal flüchten...

«Meine Eltern zerstörten alle Dokumente und Fotografien des Gutes. Sie dort zu lassen oder mitzunehmen, wäre viel zu gefährlich gewesen. Dann reisten wir getrennt nach Berlin zur Schweizer Botschaft. Gepäck nahmen wir keines mit. Ich hatte auch keine Dokumente, war ja die einzige Deutsche der Familie. Dreizehn Jahre alt war ich, als ich nur mit meiner Schwester in Ostberlin ankam. Schrecklich war die Furcht am Übergang in den Westen, dem «Check-Point Charly», zurückgewiesen und verhaftet zu werden. Die Grenze war vermint und von Scharfschützen streng bewacht. Irgendwie schafften wir es.»

Und dann wurde der Familie beschieden, dass sie alle nach der Schweiz ausreisen dürften, ausser Hannelore! Es fehlte ein Dokument, das sie als Hannelore Neuborn auswies. Nach einer Woche kam die erlösende Post der Grossmutter aus dem Osten: das Schulzeugnis! Für Hannelore bedeutete die Flucht in die Schweiz auch, dass sie ihre Heimat während Jahrzehnten nicht mehr besuchen



Hannelore Fischer heute.

konnte. Erst nach dem Ende der DDR fuhr sie zusammen mit ihrem Mann und ihren Geschwistern an die Orte ihrer Kindheit zurück. Das Gut in Roddahn hatte sich in der langen Zeit nur insofern verändert, dass es sehr verwahrlost aussah. Zernitz hingegen war damals noch genau so, wie es Hannelore in Erinnerung hatte. Ihre Verwandten wohnen immer noch dort. Es war ihnen und den anderen Bewohnern der Region erst später möglich, mit Material aus dem Westen ihre Häuser flicken und modernisieren zu können.

Vom Mädél zum Meitschi

Hannelores Familie fand in Bern wieder zusammen, wo sie vorerst in einem ehemaligen Hotel untergebracht wurde. Dann übersiedelte sie in eine Vierzimmerwohnung in Belp. Für den Vater war es kaum zu ertragen, mit nichts noch einmal anfangen zu müssen. Die Mutter hatte nun zum dritten Mal alles verloren, auch die beiden Grossmütter, die in Zernitz zurückgeblieben waren. Während die beiden älteren Geschwister in einer Tuchfabrik und in einer Garage Arbeit fanden, besuchte Hannelore in Belp die Oberstufe. Ihr Lehrer fand, sie müsse Berndeutsch reden, was er ihr dann auch gleich beibrachte. Stolz war sie, als sie beim Krippenspiel mitmachen durfte, denn Theaterspielen hatte sie schon in Deutschland geliebt. Die temperamentvolle, hübsche Frau ist dann auch viel später bei den Dürntner Chören in vielen Rollen aufgetreten! Kaum war das Berndeutsch intus, kam der Umzug nach Bauma, wo

die Eltern ein kleines Bauerngut in Pacht nehmen konnten. Mutter und Vater mussten daneben noch viele andere Arbeiten annehmen, um existieren zu können.

Hannelore wäre gerne Schneiderin geworden. Der Chef der Bauern Textilfirma verwendete sich denn auch in diesem Sinne für sie. Doch die Fremdenpolizei war nicht einverstanden: Für deutsche Mädchen, auch wenn sie Berndeutsch sprachen, gab es nur einen «Beruf» – Hausangestellte!

In Dürnten zuhause

Auf Umwegen und mit einem Schreibmaschinendiplom gelang es Hannelore schliesslich, bei Huber und Suhner einen Posten als Schreibkraft zu bekommen. Dort lernte sie auch ihren zukünftigen Mann kennen – und auch grad noch den Schwiegervater. In der Kantine sass sie nämlich am selben Tisch mit Walter Fischer und seinem Vater.

Und so landete Hannelore Neuborn, dann Fischer, in Dürnten. Mit den Schwiegereltern und ihrer eigenen Familie lebte sie im selben Haus, das sie nach dem allzu frühen Tod ihres Mannes nun allein bewohnt. Haus und Garten sind heimelig und liebevoll gepflegt.

Sie lassen nichts erahnen von all dem, was Hannelore Fischer gesehen und erlebt hat. Wenn man ihren Erinnerungen zuhört, wird es schwer, wieder in die Gegenwart zurückzukehren. Es ist, wie wenn man ein sehr eindrückliches Buch nach der letzten Seite weglegen muss. Nur ist ihre Geschichte wahr.

Silvia Sturzenegger